

Und Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn: Hat er gesündigt oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde? Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes an ihm offenbar werden.

Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.

Als er das gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, machte daraus einen Brei und strich den Brei auf die Augen des Blinden und sprach zu ihm: Geh zu dem Teich Siloah und wasche dich!

Da ging er hin und wusch sich und kam sehend wieder.

(Johannesevangelium 9, 1 – 7)

Lasst uns beten:

Ewiger Gott,  
in Jesus erkennen wir dich:  
Deine Güte. Deine Liebe. Deine Barmherzigkeit.  
Bitte, öffne unsere Augen und Herzen!  
Dein Geist erfülle und erleuchte uns! Amen.

Hochverehrte Festgemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

ist es nicht etwas gewagt, ausgerechnet ein Hospiz nach dem Ort eines biblischen Heilungswunders zu benennen?

Diese Frage stellte ich mir, als ich Ende 2009 nach Herrnhut kam. Das dortige Hospiz trug schon gut zwei Jahre den Namen Siloah. Ich fragte mich damals, welche Wunder man denn in einem solchen Haus für schwerkranke und sterbende Menschen noch erwarten dürfe. Hätte man nicht eine passendere biblische Ortsbezeichnung wählen können?

Zu dem Zeitpunkt ahnte ich noch nichts von den – im Vollsinn des Wortes – wunder-vollen Erfahrungen, die wir in der Hospiz- und Palliativarbeit immer wieder machen dürfen, - obwohl es um Menschen geht, bei denen eine Heilung im medizinischen Sinn nicht mehr zu erwarten ist.

Erfahrungen, die uns veranlassten, im vorigen Jahr auch unser zweites christliches Hospiz in Ostsachsen nach dem Teich bzw. der Zisterne Siloah bei Jerusalem zu benennen. Ehrlich gesagt, wurde uns erst danach bewusst, dass dieses neue Haus ja wirklich direkt neben einem idyllischen Teich liegt und alle Bewohner von ihren Balkonen auf sein Wasser schauen können.

In der biblischen Geschichte nimmt Jesus im Vorübergehen einen Blindgeborenen wahr. Er sieht den Mann an. – Wie so oft, stehen auch hier am Anfang einer heilvollen Beziehung das Wahrnehmen und Ansehen.

Die Jüngerinnen und Jünger, die mit Jesus unterwegs sind, verhalten sich, wie es dem damaligen Zeitgeist entspricht: Sie gehen davon aus, dass ein Behinderter sein Schicksal irgendwie selbst verschuldet habe, dass er oder zumindest seine Eltern verkehrt gelebt haben und dieser Mensch deshalb behindert sei. Von Jesus wollen sie nur noch wissen, wer denn nun schuldig ist – er selbst oder seine Eltern.

Liebe Schwestern und Brüder, solche Versuche, Bedrohliches über Schuldzuweisungen zu bewältigen, gehören wohl zum Grundrepertoire menschlichen Verhaltens – nicht nur im Umgehen mit Behinderungen. In den vergangenen Monaten haben wir das zuhauf erlebt: Angesichts der Bedrohung durch Covid-19 suchten viele nach Schuldigen: die Chinesen oder Herrn Gates, Frau Merkel oder Herrn Drostens, die Bundes- oder die Landesregierung, die Juden oder die Ausländer. Und wir haben gemerkt, dass solche Schuldzuweisungen genauso dumm wie hilflos sind, denn sie bringen keine Hilfe, sondern lähmen und vergrößern das Leid.

Zwar sehen wir Krankheiten oder Behinderungen heute eher nicht mehr als Folge einer moralischen Schuld an. Aber viele möchten bis heute hinter jeder Krankheit eine psychische Ursache sehen. Die

Krankheit ist dann auf das Verhalten oder die innere Einstellung des Menschen zurückzuführen. Durch diese pseudo-psychologischen Erklärungen werden oft Schuldgefühle vermittelt, die das Leid vergrößern. Auch Therapeuten tragen gelegentlich dazu bei, indem sie für die Leiden eines Menschen dessen Eltern oder Familie oder Lehrer oder wen auch immer verantwortlich machen. Nicht selten wird dadurch nicht Heilung ermöglicht, sondern der Schmerz chronifiziert.

Jesus lässt solche Denkweisen nicht gelten. Behinderung, Leiden, Krankheit, Unglück oder Ähnliches sind keine Frage der Schuld. Sie sind auch nicht Strafen für ein Fehlverhalten – und schon gar nicht Strafen Gottes.

Jesus verändert bei den Zuhörenden und Zusehenden die Blickrichtung: Nicht das „*Warum*“, nicht die Ursachenforschung interessieren ihn, sondern das „*Wozu*“. Er richtet unser Interesse auf die Lösungs- und Entwicklungsmöglichkeiten dieses Mannes und auf dessen Heil-werden. „*Es sollen die Werke Gottes an ihm offenbar werden.*“

Jesu Impuls ist es, **Licht** in das Leben dieses Blinden zu bringen und ihm eine würdevolle Existenz zu ermöglichen. Deshalb fragt er nicht nach dem „*Warum*“ der Behinderung, sondern lässt sich auf den Menschen ein, berührt ihn zart und zugewandt, tritt in eine heil-volle Beziehung mit ihm.

Jesus selbst ist das Licht. In der Beziehung, die er zu dem behinderten Mann aufbaut, öffnen sich dessen Augen für dieses Licht.

Von der Intimität dieser Beziehung handeln die folgenden Verse: Jesus tut dem Blinden eine Paste aus Speichel und Erde auf seine Augen.

Die Erde erinnert an unser aller Herkunft. Wir sind ganz irdisch. Wir sind nicht in der Lage, uns selbst zu erlösen – und haben keinen Grund, uns über den Nächsten mit selbstgerechten Vermutungen oder Urteilen zu erheben.

Und der Speichel erinnert an die Mutter, die dem Kind die Schramme am Knie kühlt oder Spucke auf eine Verletzung tupft. Jesus schlägt dem Blinden die Wahrheit nicht um die Ohren, sondern vermittelt ihm

mütterlich liebevoll, dass er Mensch unter Menschen ist, mit erdhaften Seiten, menschlichen Verletzungen und irdischen Bedürfnissen.

In diesen intimen Berührungen und Verrichtungen entsteht eine **Vertrauensbeziehung**. Diese ist notwendig, damit der Mensch zu seinem eigentlichen Sein, zu seinem Selbst – zu sich selbst finden kann – damit er sich und seine Umwelt durch die Augen Gottes sieht. Das sind erleuchtete, liebevolle Augen, annehmende Augen – nicht beurteilend oder fordernd, sondern ermutigend und stärkend.

Jesus bezieht den Blinden in sein heilendes Handeln ein. Er ist nicht ein Objekt, an dem Jesus seine Macht oder Stärke demonstriert, sondern geachtetes Subjekt der heilvollen Begegnung. Der Blinde kann selbst etwas tun: „*Geh zu dem Teich Siloah und wasche dich.*“

Licht und Wasser – zwei Lebenssymbole, die in unserer Hospizarbeit eine besondere Bedeutung haben!

Der Mann vertraut Jesu Aufforderung. Er vertraut dem Menschen, der ihn angerührt hat. – Er geht hin – und kommt sehend wieder. Die Begegnung mit Jesus hat ihm den Blick geöffnet.

Liebe Festgemeinde, diese Geschichte rührt uns an, weil sie so wunderbar ist. Und vielleicht öffnet sie uns auch die Augen für die Wunder, die uns in unseren persönlichen und beruflichen Zusammenhängen begegnen. „**Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist**“, sagte David Ben Gurion. Das deckt sich durchaus mit meiner Lebenserfahrung und mit unseren Erfahrungen in der Hospiz- und Palliativarbeit.

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, diese geöffneten Augen für die kleinen und großen Wunder des Hospizalltages wünsche ich Ihnen sehr. Wenn jemand nach belastenden, kräftezehrenden Behandlungen endlich zur Ruhe kommen und für ein paar Wochen oder Tage Lebensqualität gewinnen kann. Wenn sich jemand noch mit einem nahen Angehörigen versöhnen kann, um in Frieden sterben zu können. Wenn im Hospiz ebenso gelacht wie geweint werden kann. Wenn die junge Witwe fast ein Jahr nach dem Tod des Ehemanns zum

Sommerfest ins Hospiz kommt, weil es auch ein Ort guter Erinnerungen ist.

Für einige von uns ist es auch ein Wunder, dass seit einem Jahr ein zweites Stationäres Hospiz Siloah in der Oberlausitz arbeitet. Vor zwölf Jahren hätten wir uns das in unseren kühnsten Träumen nicht vorstellen können. Mussten wir doch damals um die Existenz des Herrnhuter Hauses und der dortigen Arbeitsplätze kämpfen.

„*Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.*“ Wir feiern diesen Dankgottesdienst auch, um Gott zu danken – dass er Menschen bereit gemacht hat, sich für die Hospiz- und Palliativarbeit einzusetzen – dass viele mitgeholfen haben, dieses Haus zu realisieren – und für alle Bewahrung in der Bauphase. Ist es nicht wundervoll, was dort am Dresdener Tor aus der Ruine der Fronfeste entstanden ist?

Die Siloah-Geschichte setzt Christinnen und Christen in Bewegung:  
**Es geht nicht darum, auf das Wunder zu warten – sondern an das Wunder zu glauben und in diesem Vertrauen zu handeln.**

Das gilt für uns im Christlichen Hospiz Ostsachsen und in der Diakonie. Und es gilt für uns alle, die wir Mitverantwortung für die Gestaltung unseres Gemeinwesens und unserer rechtstaatlichen Demokratie tragen.

Der Name **Siloah** erinnert uns besonders an die Zuwendung und Liebe Gottes zu den Schwachen und Leidenden. Er ermutigt uns, sich ihnen zuzuwenden, ihr Leiden zu lindern und ihre Würde zu pflegen. Und er lädt uns ein, Gottes Wirken in der Welt wahrzunehmen und deshalb vertrauensvoll in die Zukunft zu gehen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.